40 Illustriertes Sonntagsblatt 1898

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Es kommt ans Sonnenlicht!

Freie Bearbeitung nach dem Englischen von M. Walter.

1. (Nachdruck verboten.)

Muß ich nach links gehen?"

„Nein, erst geradeaus und dann rechts über den kleinen Hügel, das ist der direkte Weg nach Ashton House."

„Ich danke."

„Haben Sie kein Gepäck bei sich."

„Nein. Guten Abend."

Der Reisende, es war der einzige, den der Zug an dem kleinen Bahnhof von Amhurst abgesetzt, entfernte sich höflich grüßend und der Stationschef sah ihm kopfschüttelnd nach. „Hm," brummte er vor sich hin, „kein Gepäck und nicht einmal einen Ueberrock bei dieser Hundekälte! Was er nur in Ashton House will? Er sieht nicht aus, als ob er zu der Gesellschaft gehört. Na, was geht's mich an!" Damit zog er sich in sein überheiztes Bureau zurück, froh, daß er nicht an der Stelle des einsamen Fußgängers zu sein brauchte. Dieser, ein noch junger Mann, hatte unterdessen die ihm bezeichnete Richtung eingeschlagen. Der hartgefrorene Schnee knirschte unter seinen Füßen, ein kalter, scharfer Wind durchblies seine dünne Kleidung, und er fror so gewaltig, daß er von Zeit zu Zeit stehen blieb und die Hände zusammenschlug, um sich zu wärmen. Endlich hatte er die Spitze des Hügels erreicht, und während er in etwas gemäßigterem Schritt bergab ging, murmelte er halblaut vor sich hin: „Es ist bereits zehn Uhr. Ich muß mich eilen, sonst treffe ich niemand mehr wach. Der alte Ashton ist so furchtbar spießbürgerlich und führt das langweiligste Leben der Welt, trotzdem er Geld genug hat. — Freilich, mir würde er nichts davon geben, ich bin ja in seinen Augen ein räudiges Schaf, ein Taugenichts erster Sorte! Holla! Mann, lenkt Eure Pferde nach der anderen Seite hinüber! Wozu habt Ihr denn Licht, wenn Ihr nicht seht, daß ein Mensch auf dem Wege geht?" Er richtete diese Worte an den Kutscher eines Wagens, der so dicht an ihm vorüberfuhr, daß die Pferde ihn fast berührten. Der Rosselenker achtete jedoch nicht im geringsten auf seinen Anruf; ebensowenig der Diener, der den Kopf in einen mächtigen Pelzkragen versenkt, fest zu schlafen schien. Die Gelegenheit, ein Stück Weges freie Fahrt zu haben, erschien unter diesen Umständen zu verlockend, als daß der junge Mann sie nicht benutzt hätte. Mit großer Gewandtheit schwang er sich auf die Rückseite des Wagens, wo er neben den Füßen des Dieners noch ein Plätzchen fand. So gelangte er unbemerkt bis an das große Eingangsthor von Ashton House, das sich kreischend in den Angeln drehte, als der herbeigeeilte Parkwächter es öffnete, um das Gefährt einzulassen. Der Fremde war geräuschlos von dem Trittbrett zur Erde geglitten, und sich in den tiefen Schatten der den Weg einsäumenden Gebüsche drückend, wartete er, bis die Equipage sich wieder in Bewegung gesetzt hatte. Mit einem bitteren Zug in seinem hübschen Gesicht sah er ihr nach. „Wahrhaftig," grollte er, „es fehlt nichts, um mir zum Bewußtsein zu bringen, daß ich ein Ausgestoßener bin! Ein Fremdling im Vaterhaus, von dem Gatten meiner Mutter verleugnet und verbannt, wie ein Dieb hinter dem Wagen der Hausgäste herschleichend! Aber einerlei, ich muß meine Mutter sehen! Es ist ein gefährliches Wagnis, doch ich hoffe, es wird mir gelingen. Ihr kann ich vertrauen — Gott segne sie dafür! Nur zweifle ich, ob sie mir wirklich zu helfen vermag."



Eulenschwalm. Nach dem Leben gezeichnet von Paul Mangelsdorff. (Mit Text.)

Fröstelnd schritt er die breite Allee hinauf, deren hundertjährige Eichen ihre knorrigen, blätterlosen Aeste und Zweige zu dem sternübersäeten Himmel emporstreckten. Je mehr er sich dem Hause näherte, desto mehr prägte sich Zorn und Unmut in seinen Zügen aus. „Ein schönes Besitztum," murmelte er, „und Geld genug obendrein, aber für ihren einzigen Sohn ist kein Raum! Ich möchte wohl wissen, wie ihr das alles behagt! Doch nein, ich weiß, sie ist nicht glücklich und das ist meine Schuld, aber auch die seinige. Er hat meine arme Mutter in all ihren Hoffnungen betrogen und mich haßt er. Noch ehe er mich gesehen hatte, noch ehe er wußte, daß ich kein folgsames Schaf, kein Muster eines unterwürfigen, gehorsamen Sohnes sei, haßte er mich. Warum? Weil er mir nicht die Liebe meiner Mutter gönnt! Wie einen räudigen Hund hat er mich von seiner Schwelle gewiesen und mir nicht erlaubt, mich hier blicken zu lassen. Ob ich draußen in der Welt verhungere, das stört ihn wenig! Und nun stehe ich doch

vor Deinem schönen Hause, Capel Ashton, heimlich, verstohlen, wie ein Dieb in der Nacht! Dem verhaßten Stiefsohn würdest Du wohl ein schlechtes Willkommen bereiten und vielleicht gar durch Deine Diener hinauswerfen lassen, wenn Du wüßtest, daß er es gewagt hat, hier einzudringen!

„Ah, da ist das Haus! Stattlich fürwahr! Und wie warm, wie behaglich das Licht von innen herausscheint, während ich armer Teufel hier draußen friere!"

Er war nun ganz nahe gekommen, hielt sich aber vorsichtig im Schatten verborgen, denn es rollten verschiedene Wagen an ihm vorüber, ihre Insassen vor dem großen Portal des Hauses absetzend. Es war in der That ein schönes, stattliches Gebäude, wie George Dallas, der ausgestoßene Sohn, es bezeichnet, im modernen Villenstil erbaut und von einer breiten Terrasse umgeben. Der junge Mann schwang sich über das Geländer derselben, und sich behutsam bis an eines der hellerleuchteten Fenster schleichend, schaute er neugierig hinein. Es war der Empfangssalon, ein prächtig ausgestatteter Raum mit schwellenden Plüschmöbeln, kostbaren Gemälden und Gruppen von seltenen Treibhauspflanzen. An der offenen Eingangsthüre, die in den Ballsaal führte, standen drei Personen, die sofort die ganze Aufmerksamkeit des nächtlichen Beobachters auf sich zogen, zwei Herren, ein jüngerer und ein älterer und ein junges Mädchen von schlanker, graziöser Gestalt. Ihre Gesichtszüge konnte Dallas nicht deutlich erkennen, weil sie von ihm abgewendet stand, aber nach der Haltung ihres Kopfes, den feinen Linien ihres Nackens und dem reichen, goldblonden Haar zu urteilen, mochte sie wohl eine Schönheit sein. Sie wechselte einige Worte mit den Männern und trat dann am Arm des jüngeren in den Ballsaal, während der ältere allein zurückblieb. Er war von untersetztem Wuchs, mit leicht ergrautem Haar und Bart und kalten, blauen Augen, die nur dann einen wärmeren, ja fast leidenschaftlichen Ausdruck annahmen, wenn er den Blick auf seine Gattin heftete. Mit haßerfüllter Seele schaute Dallas nach ihm hinüber. „Da steht er, der ehrenwerte und doch so kaltherzige, selbstsüchtige Mann!" dachte George. „Dieser Ausbund von Hochmut und Tyrannei, der meine schöne Mutter heiratete und ihr Glanz und Reichtum und alles gab, was sie sich wünschen konnte, nur nicht das eine, wonach sie sich sehnte! Und mich, ihren einzigen Sohn, stieß er aus dem Haus und setzte seine Nichte zur dereinstigen Erbin seines Reichtums ein. Die Kleine weiß vielleicht gar nicht, daß ich existiere, denn es sollte mich nicht wundern, wenn er meiner Mutter verboten hätte, von mir zu sprechen. Das Mädchen scheint hübsch zu sein, so viel ich von ihr sehen konnte. Aber wo ist nur meine Mutter?" —

Er drückte das Gesicht fester an die Scheiben und spähte aufmerksam umher. Die gedämpften Töne der Musik drangen bis zu ihm und eine Flut von Licht entströmte dem Ballsaal, an dem die tanzenden Paare bunt durcheinanderwirbelten. Trotz der empfindlichen Kälte, trotz der Gefahr, entdeckt zu werden, schaute er wie gebannt auf das farbenprächtige Bild, das sich vor seinen Augen entrollte. Ein sehnsüchtiges Verlangen nach dieser harmlosen Fröhlichkeit, diesem heiteren Lebensgenuß erfaßte ihn — er war ja selbst jung und lebensfroh, und die Vergnügungen, denen er nachging — mit Schaudern dachte er daran — die machten ihn nur elend und unglücklich.

Plötzlich fuhr er zurück — eine Gestalt war zwischen ihn und das Licht getreten, eine Gestalt, die er mit klopfendem Herzen erkannte — seine Mutter. Wie schön sie aussah! Welch stolze, königliche Erscheinung in dem purpurnen Sammetkleid, das ihre noch immer schlanke, graziöse Figur umschloß, in dem Schmuck der funkelnden Brillanten, die ihren weißen Nacken, ihre vollen Arme zierten. Sie trat auf ihren Gatten zu und im Gespräch näherten sich beide dem Fenster. Dallas verließ hastig seinen Beobachtungsposten und schritt dem anderen Ende der Terrasse zu. Finsterer Unmut lag auf seiner Stirn und fast laut stieß er die Worte hervor: „Dieser Elende! Er hüllt sie in Samt und Seide und überschüttet sie mit Diamanten, damit sie die Schönste in der Gesellschaft sei und seine Eitelkeit befriedigt werde. Aber welche Grausamkeit er an ihr verübt, welche Marter er ihrem Herzen auferlegt, das stört ihn wenig. Doch wenn sie Dein Weib ist, Capel Ashton, so bleibt sie trotzdem meine Mutter. Sie wird, sie muß mir Geld verschaffen. Ich bin der Verzweiflung nahe, und wenn er ihr nicht erlaubt, mir zu helfen, so wäre ich im stande, etwas zu thun, das auch auf ihn einen untilgbaren Flecken werfen würde." —

Er hatte die Ecke des Hauses erreicht und konnte hier ebenfalls durch ein Fenster in ein Zimmer sehen, das, obgleich nicht groß, doch einen sehr wohnlichen, behaglichen Eindruck machte. Im Kamin loderte ein helles Feuer, bequeme Lehnstühle standen um den mit einer Decke belegten Tisch und der Schein der etwas altmodischen Oellampe fiel auf eine aufgeschlagene Bibel, neben welcher eine Handarbeit lag.

„Das ist ja Ellens Zimmer," murmelte Dallas. „Wie gemütlich es ist! Und das Feuer im Kamin! Welch ein Anblick für einen armen, halberfrorenen Teufel! Ich hätte Lust, die Scheibe einzudrücken; hören würde es niemand bei dem Lärm der Musik. Aber ich will doch lieber warten, bis Ellen kommt und mich unbemerkt hereinläßt."

In diesem Augenblick vernahm er ein leichtes Geräusch über sich. Eine Thür wurde geöffnet und zwei Personen traten auf den Balkon.

„Mein gnädiges Fräulein, Sie werden sich unbedingt einen Schnupfen oder gar die Influenza holen, wenn Sie sich der Kälte aussetzen," vernahm Dallas eine etwas näselnde Männerstimme.

„O, deshalb können Sie ganz unbesorgt sein, Herr Lieutenant!" antwortete die Stimme eines jungen Mädchens. „Sie wissen, ich bin auf dem Lande aufgewachsen und an jede Witterung gewöhnt. Jedenfalls ist die frische Winterluft angenehmer als die unerträgliche Hitze im Saal."

„Sie haben recht!" lachte der Offizier. „Und so unerträglich für Sie die Hitze, war für mich die Unterhaltung mit der dicken, alten Dame, die wie ein Pfau aufgeputzt war und ihre spindeldürre Tochter krampfhaft an ihrer Seite hielt. Haben Sie sie nicht bemerkt?"

„Gewiß, denn die alte Dame ist meine Tante, Lady Böldero."

„Ah, Verzeihung! Ich wußte nicht —," stotterte der Lieutenant verlegen. Aber beim Zeus!" faßte er sich rasch, „wer hätte eine Verwandtschaft zwischen jenen Damen und Ihnen ahnen können, mein gnädiges Fräulein? Der Unterschied ist ja wie Tag und Nacht."

„Man muß es Ihnen lassen, Herr Lieutenant," war die belustigte Antwort, „Sie verstehen es brillant, sich aus der Affaire zu ziehen! Und nun Sie mir noch obendrein ein so hübsches Kompliment gemacht haben, können wir wohl den Versuch wagen, zu sehen, ob es jetzt trotz der Hitze und der dicken, alten Dame etwas erträglicher im Ballsaal geworden ist."

Während die beiden den Balkon verließen, fiel etwas dicht vor Dallas nieder. Es war zu dunkel, um den Gegenstand zu erkennen, aber als er darnach tastete und ihn aufhob, merkte er, daß es ein Blumenzweig war, den das junge Mädchen verloren hatte. Sorgfältig legte ihn Dallas zwischen die Blätter seines Notizbuches. „Hm," dachte er, „nun habe ich doch etwas von ihr erhalten, wenn es auch nicht in ihrer Absicht lag. Sie wird es auch schwerlich jemals erfahren. Was für eine süße, melodische Stimme sie hat. Jedenfalls ist sie auch hübsch und an Bewerbern wird es ihr sicher nicht fehlen!"

Sein Gedankengang wurde durch das Oeffnen der Thüre in dem von ihm beobachteten Zimmer unterbrochen. Eine ältliche Frau in einem steifen, schwarzen Seidenkleid trat ein. Sie war eben im Begriff, sich an den Tisch zu setzen, als Dallas leise an das Fenster klopfte. Erschrocken warf sie einen forschenden Blick nach der Seite, ging aber doch beherzt einige Schritte vorwärts.

„Wer ist da?" rief sie in festem Tone. „Antwortet oder ich rufe die Diener herbei!"

„Ellen, ich bin es ja!"

„Großer Gott! Herr George, wie kommen Sie hierher!"

„So öffnet doch das Fenster und laßt mich ein, ich bin halb tot vor Kälte."

Die alte Frau, die sich noch nicht von ihrem Erstaunen erholen konnte, schob mit zitternder Hand den Riegel zurück. Der junge Mann sprang mit einem Satze ins Zimmer, nahm jedoch keine Notiz von seiner ehemaligen Wärterin, sondern eilte an den Kamin, sich davor niederkauernd und beide Hände dem Feuer entgegenhaltend. Die Alte hatte das Fenster wieder geschlossen. Nun kam sie zu Dallas, beugte sich von hinten über ihn und sah ihm mit einem zärtlich forschenden Blick ins Gesicht. „Guter Himmel, wie verändert Sie sind, mein armer Junge!" sagte sie mitleidig. „Ich hätte Sie nicht wieder erkannt. Nur Ihre Augen, die sind noch die gleichen, aber in allem anderen haben Sie sich so verändert!"

Sie hatte recht. Als George das letzte Mal von seiner alten Amme Abschied genommen, war er ein starker, kräftiger Jüngling von achtzehn Jahren gewesen, mit lockigem, braunem Haar, blühender Gesichtsfarbe und klaren, blauen Augen. Jetzt aber sah er aus wie ein vorzeitig gealterter Mann, bleich und hohlwangig, mit tiefen Schatten um die glanzlosen Augen und in seinen Zügen die Spuren eines ausschweifenden Lebens verratend. Der Anblick schien die Alte sehr zu betrüben, denn sie murmelte mit thränenerstickter Stimme: „Mein armer Junge!"

„Weint nicht, Ellen! Ich kann das nicht vertragen. Gebt mir lieber etwas zu trinken. Und dann sorgt, daß ich meine Mutter sprechen kann. Ich muß sie sehen — durchaus!"

„Weiß sie nicht, daß Sie hier sind, Herr George?" fragte Frau Brooke erstaunt. „Doch nein, sie hätte es mir ja sonst gesagt."

„Natürlich weiß sie es nicht, Ellen! Sie hätte es mir nicht erlauben dürfen, zu kommen. Wie geht es ihr? Behagt ihr dieses Leben? Sie schreibt mir so selten und berichtet mir so wenig über

sich selbst." Er erhob sich aus seiner kauernden Stellung, rückte einen Sessel ans Feuer, ließ sich darauf nieder und stemmte die Füße gegen das Kamingitter.

„Ich wäre sicher nicht darauf gekommen," fuhr er fort, „aber ich muß meine Mutter um jeden Preis sprechen. Weshalb, sage ich Euch später, jetzt geht, bitte, und holt sie hierher?"

„Wie soll ich das anfangen, Herr George?" fragte die Alte ratlos. „Sie ist im Ballsaal und die ganze Gesellschaft um sie herum. Da kann ich doch nicht hineingehen," fuhr die Alte fort, „und selbst wenn dies möglich wäre, würde sie so erschreckt und erregt sein, daß der gnädige Herr sofort merken würde, daß etwas geschehen sei. Er läßt sie nie aus den Augen."

„Ah, so bewacht er sie und spioniert hinter ihr her?" fiel George zornig ein.

„Nicht in dem Sinne!" entgegnete Frau Brooke. „Obgleich er mir nicht sympathisch ist, muß ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen: er liebt Ihre Mutter, ist stolz auf sie und freut sich, wenn man sie bewundert."

„Mag sein!" unterbrach sie der junge Mann ungeduldig. „Was kümmert es mich? Ich will nur meine Mutter sehen und deshalb denkt etwas aus, Ellen, damit es geschieht."

„Es ist vielleicht am besten, ich stelle mich an die Thüre des Ballsaales — es ist der Dienerschaft erlaubt, die Herrschaften tanzen zu sehen — und warte auf eine Gelegenheit, bis die gnädige Frau in meine Nähe kommt!"

„Ja, thut das! Setzt mir eine Kleinigkeit zu essen her und dann geht. Es verirrt sich doch niemand von den Leuten hierher?"

„Nein, Sie sind ganz sicher, Herr George!"

Die Alte verließ das Zimmer und kehrte nach wenigen Minuten mit einem Brett zurück, auf dem sich kalter Braten, Geflügel und Wein befand. George setzte sich an den Tisch und während er den Speisen tapfer zusprach, begab sich Frau Brooke nach oben in die Vorhalle, von der aus man durch die geöffneten Thüren in den Ballsaal sehen konnte. Anfangs spähte Ellen umsonst nach ihrer Herrin aus; endlich bemerkte sie sie in Gesellschaft einer Dame, mit der sie sich lebhaft unterhielt. Erst nach einer Viertelstunde erhob sie sich und beim Durchschreiten des Saales fiel ihr Blick auf die Haushälterin, die ihr verstohlen zunickte. Unauffällig näherte sich Frau Ashton der Thüre, im stillen verwundert über das verstörte Gesicht ihrer Dienerin.

„Was ist geschehen, Ellen?" fragte sie leise, als sie dicht bei ihr war.

„Still! Wo ist der gnädige Herr? Kann er Sie sehen?"

„Ja. Er steht dort drüben an dem Pfeiler. Warum?"

„Ich muß Ihnen etwas sagen. Kommen Sie so bald wie möglich in mein Zimmer, es ist jemand da, der Sie zu sehen wünscht."

„Mich zu sehen? Jetzt, in dieser Stunde? Wer ist es?"

Die Alte schaute in das beunruhigte Gesicht ihrer Herrin und flüsterte kaum vernehmbar: „Herr George."

2.

Eine halbe Stunde war verstrichen, seit sich Dallas in dem Zimmer der Haushälterin befand und mit fieberhafter Ungeduld auf das Erscheinen seiner Mutter wartete. Eine halbe Stunde! Ihm dünkte sie eine Ewigkeit. In schwachen, abgerissenen Tönen drang die Musik bis zu ihm, aber sie machte ihn nervös und erhöhte nur seine schlechte Stimmung. Mit finster zusammengezogenen Brauen lief er unruhig auf und ab.

„Ob ihr wohl einmal der Gedanke kommt, daß mein Platz eigentlich dort oben an ihrer Seite ist!" dachte er in bitterem Unmut. „Ich bin doch ihr Sohn und sie könnte recht gut für mich eintreten. Ellen sagte ja, er liebe sie, er sei stolz auf sie. Aber was nützt es, wenn sie keine Macht über ihn hat? Wie thöricht doch die meisten Frauen sind. Wenn sie nur ein wenig klug wären und von Anfang an richtig auftreten würden, so könnten sie den Mann so leicht beherrschen. Doch sie fürchtet sich vor ihm und läßt es ihn merken. Schlimm genug für sie!"

In diesem Augenblick trat Frau Brooke wieder ein.

„Kommt sie?" rief Dallas ihr gespannt entgegen.

„Ja, gewiß! Aber sie muß warten, bis die Herrschaften ans Büffet gehen. Dann wird sie der gnädige Herr nicht vermissen. George," fuhr sie fort, ihre Hand auf seine Schulter legend, „ich hoffe, Sie bringen ihr nicht zu schlechte Nachricht."

„Glaubt Ihr, es sei etwas Angenehmes, was mich in dieses Haus führt, aus dem ich ausgestoßen bin?"

Die Alte ergriff seine Hand und streichelte sie liebevoll.

„Nun, wenigstens sind Sie wohlauf, Herr George," sagte sie beruhigend, „und das ist ja für Ihre Frau Mutter die Hauptsache."

Während sie noch sprach, öffnete sich die Thür — Georgs Mutter schritt über die Schwelle, herrlich anzusehen in ihrer fürstlichen Pracht, wenn auch ihr Gesicht durch Sorge und Unruhe verdüstert war.

„Mutter!"

„Mein Sohn! Mein Liebling!"

Sie schlossen sich zärtlich in die Arme, während die treue Dienerin leise schluchzend das Zimmer verließ und die Thüre hinter sich zuzog.

„Ich fürchte mich, nach der Ursache Deines Kommens zu fragen," begann Georgs Mutter, den jungen Mann neben sich aufs Sofa ziehend. „Wie sehr ich mich freue, Dich wiederzusehen, weißt Du, aber mir ist bange zu hören, warum ich Dich in dieser Stunde sehe."

„Du hast recht, Mutter," erwiderte er düster. „Was kann mich, den Ausgestoßenen, wohl hierherführen in Dein schönes Heim, an die Stätte, wo Lord Ashton Herr ist und wo es mir untersagt worden, zu erscheinen."

„George, George!" unterbrach ihn seine Mutter halb mahnend, halb traurig.

„Nun ja, ich weiß, daß es nicht Deine Schuld ist," lenkte er ein. „Aber es ist doch hart zu ertragen, besonders wenn man nicht solch ein Ungeheuer ist, wie man geschildert wird. Ich bin nicht schlechter als die andern jungen Leute und deren Vater verbieten ihnen nicht das Haus. Doch Du fürchtest Dich vor ihm, Du — —"

„George," fiel Frau Ashton in ernstem Tone ein, „bist Du nach neun Monaten hergekommen, nur um Deinem Zorn Luft zu machen, mich fälschlich zu beschuldigen und mir Dinge vorzuwerfen, die ich mit dem besten Willen nicht ändern kann? Sage mir lieber, was Dich zu mir geführt hat. Ich kann nicht lange bei Dir sein, weil man mich vermissen würde, aber ich bin doch so glücklich, Dich wiederzusehen!"

Sie schloß ihn in seine Arme und küßte ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, während ihre Thränen seine Wangen benetzten.

„Weine nicht über mich, Mutter," sagte er gerührt. „Ich verdiene es wirklich nicht und Du darfst nicht mit traurigem Gesicht in die Gesellschaft zurückgehen. Am Ende ist's ja nicht so schlimm, denn, wie Ellen meint, wär' ich gottlob wohlauf! Die Sache ist also," fuhr er fort, sich erhebend und nervös auf- und abgehend, „ich brauche Geld. Erschrick nicht! Ich habe nichts besonders Schlechtes gethan, nur die Folgen könnten mir gefährlich werden. Ich habe weder gestohlen noch betrogen, aber ich habe eine große Summe am Spieltisch verloren, eine Summe, die ich nicht besitze und auch nicht aufzutreiben vermag."

„Weiter!" gebot Frau Ashton. Sie war sehr blaß geworden und hatte die schlanken, weißen Hände, die auf dem dunklen Sammetkleid ruhten, fest ineinander verschlungen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Radikalkur.

Von Ormanos Sandor. (Nachdruck verboten.)

Sie waren schon lange verlobt und hätten schon lange gern geheiratet, aber es fehlte leider an dem Kernpunkt, ohne den in unseren materiellen Tagen nun einmal nichts zu wollen und machen ist: sie hatten beide kein Geld.

Zwar bekleidete Ernst Henricius die Stelle eines Buchhalters in dem kaufmännischen Geschäft von Faber & Cie., und auf die zweitausend Mark Gehalt, die er dort bezog, hätten die beiden anspruchslosen Leutchen frischweg geheiratet, aber sie waren beide zu verständig, um eine Ehe ohne jede solide Grundlage einzugehen und sich auf wer weiß wie lange Abzahlungsgeschäften und sonstigen Instituten zu verpflichten.

Martha Ewers war eine gänzlich vermögenslose Waise. Außer ihrem goldtreuen Gemüt, ihrem bescheidenen Sinn und ihrer Tüchtigkeit im Hauswesen konnte sie ihrem künftigen Gatten weder eine Mitgift, noch eine Aussteuer zubringen.

Zwar war Martha seit dem Tode ihrer Eltern bei einer notorisch steinreichen, kinderlosen Tante im Hause, einer Schwester ihres verstorbenen Vaters, aber diese hatte sich den Heiratsplänen des jungen Paares bisher wenig zugänglich gezeigt.

Frau Doris Zeugner war eine etwas sonderbare Dame. Erstens liebte sie ihre Wertpapierchen selber so zärtlich, daß es ihr unendlich schwer gefallen wäre, sich von einem, und sei es auch nur das geringste, zu trennen, und zweitens waren ihr die fleißigen Marthahände, die so viel Behagen um ihre gewichtige Person verbreiteten, mit der Zeit so unentbehrlich geworden, daß sie sie nicht mehr missen mochte.

„Was willst Du heiraten, Marthchen!" sagte sie verdrießlich. „‚Heiraten ist gut, aber nicht heiraten ist besser,' sagt der Apostel. Die Männer haben größtenteils alle 'n Span. Was hast Du denn davon! Ein Haus voll Kinder, Arbeit, Sorge, Entbehrung; Unbequemlichkeit an allen Ecken und Enden. Wenn Du bis an mein Ende bei mir bleibst, sollst Du mich beerben. Ich dächte, diese Aussicht könnte Dich wohl zur Verzichtleistung auf Deine Heiratsgedanken bestimmen." Dabei blieb es.

Frau Doris hatte allerhand Eigenheiten.

Ihr Lebensinhalt kulminierte darin, daß sie die meiste Tageszeit auf dem Sofa lag, Leckereien naschte und Romane las, unter denen sie solche, in denen viel Liebe und Mord vorkam, bevorzugte. Infolge dieser Lebensweise hatte sie — zumal sie mit den Jahren nicht nur an „Weisheit und Verstand", sondern auch bedenklich an äußerer Fülle zugenommen — manchmal mit körperlichem Unbehagen zu kämpfen. Sie bildete sich ein, an einer geheimnisvollen, bisher noch unbekannten Krankheit zu leiden, der niemand beikommen konnte. Jedesmal, wenn sie in der Zeitung von einer neuen Krankheit las, konstatierte sie, daß diese Krankheit Aehnlichkeit mit der ihren habe. Sie hatte schon die ersten medizinischen Autoritäten konsultiert, sie hatte Allopathen, Homöopathen und Naturärzte zu Rate gezogen, sie hatte Bäder besucht, Arzneien in ungezählter Menge verschluckt und allerhand Kuren gebraucht, ohne daß sie von ihren Unpäßlichkeiten geheilt wurde.



Bergen in Norwegen. (Mit Text)

Das war nun zwar kein Wunder, denn der ersten Verordnung der Aerzte — viel Bewegung in frischer Luft und eine entsprechende Diät — weigerte sie sich hartnäckig nachzukommen. Sie könne das Gehen nicht vertragen, behauptete sie, und vom Hungern wäre sicherlich noch kein Kranker kuriert worden. Ja, sie wurde ganz böse, wenn jemand ihr solche Ratschläge erteilte, und schließlich gab sie es deswegen ganz auf, sich an Aerzte zu wenden.

Mit den Jahren nahm ihre anfänglich größtenteils in ihrer Einbildung existierende Krankheit die Dimensionen eines wirklichen Leidens an. Sie bekam öfter beängstigende Schwindelanfälle, Herzklopfen und hatte fortwährend Atembeschwerden. Ihre Gemütsstimmung neigte immer mehr zur Hypochondrie, sie trug sich oft mit Sterbegedanken.

„Ich würde denjenigen, der mich gesund machte, königlich belohnen!" rief sie manchmal bewegt aus.

Hoch oben am Berge, an dessen Fuß sich das Städtchen lehnte, zog sich eine hübsche Villenstraße entlang, in der Frau Zeugner auch einige Häuser besaß.

Eins derselben, ein hübsches, kleines Anwesen, das mit seinem weißen Anstrich und dem grünen Epheubehang wirklich idyllisch aussah, stand seit Monaten unbewohnt. Die Amerikaner, die es seit zwei Jahren bewohnten, waren plötzlich mit Hinterlassung vieler Schulden aus der Stadt verschwunden. Frau Zeugner hatte das Inventar für die Miete pfänden lassen.

Martha blickte oft sehnsüchtig hinaus nach dem reizenden Häuschen. Wenn sie dort mit Ernst zusammen wohnen dürfte . . . aber — sie seufzt! — solch ein Glück blühte ihr eben nicht.

Eines Tages kam Herr Hans Walpold aus Berlin, ein Verwandter von Frau Zeugner, auf Besuch.

Hans Walpold war Junggeselle. Von irdischen Gütern besaß er keinen allzugroßen Ueberfluß, dagegen erfreute er sich einer guten Gesundheit und eines unversiegbaren Humors.

Martha hatte den lustigen, alten Onkel sehr lieb. Sie machte ihn deshalb auch zum Vertrauten ihrer kleinen Sorgen und Leiden. Auch von der Tante sprach sie, die so egoistisch und eigensinnig sei und die gar keine Interessen als für ihr liebes Ich habe.

Während Martha dem guten Onkel ihr Herz ausschüttete, hellten sich seine gutmütigen Züge immer mehr auf. In seinen kleinen, hellen Augen blitzte der Schalk.

„Sei still, Marthchen," sagte er, „ich habe eine Idee! Ich mache die Sache. Paß auf! Ehe drei Monate vergangen sind, hast Du Deinen Ernst und ein hübsches Haus und die Aussteuer dazu. Gieb acht. Ich mache es."

* * *

Am Abend saß Onkel Hans neben Tante Doris auf dem Sopha und hörte andächtig und aufmerksam die Geschichte ihrer Krankheit an, die sie ausführlich erzählte. Sie schloß endlich mit ihrem gewohnten Stoßseufzer: „Ein Königreich für meine Gesundheit."

„Hm!" machte Onkel Hans, „das sieht allerdings bedenklich aus; ich glaube nämlich selbst, daß es mit Dir schlimm steht, arme Doris. Das heißt — ich wüßte vielleicht noch Rat für Dich, aber — —"



Eine Landpartie. Von C. von Bergen. Photographie-Verlag von Franz Hanfstängl in München. (Mit Text.)

„Was denn? Sprich! Ein Königreich für mein Leben!" jammerte Frau Doris.

„Ich bin Spiritist," sagte Hans Walpold geheimnisvoll, „ich versuche es, mit dem Jenseits zu korrespondieren. Ich könnte Dir Wunderdinge erzählen, was mir schon widerfahren ist. Vielleicht, wenn ich die Geister um Rat für Dich befragte, würden sie mir Auskunft geben."

„Du willst mich wohl uzen, Hans!" rief Doris weinerlich.

„Uzen?! Gott bewahre. Das ist heiliger Ernst. Aber wenn Du nicht willst, ist es ja nicht nötig."

Frau Doris schwieg ein Weilchen. Wie alle etwas beschränkten Leute neigte sie stark zum Aberglauben."

„Thue es, Hans," sagte sie tief atmend, „ich wäre Dir ewig dankbar."

„Nun freilich — für mich ist das mit großen Strapazen verbunden. Ich verlange meine Belohnung. Wenn Du gesund wirst, schenkst Du mir das Häuschen am Berge samt Inventar. Einverstanden?"

„Du bist nicht sehr bescheiden, Hans."

„Das ist noch lange kein Königreich. Außerdem mußt Du es dann zugeben, daß Martha und Ernst Henricius sich heiraten."

Tante Doris lachte.

„Meinetwegen," sagte sie, „werde ich nach dem Rat Deiner Geister ganz gesund, so sollst Du das Haus und Martha ihren Ernst haben."

„Abgemacht. Punktum."

Am nächsten Morgen kam Onkel Hans mit einem großen Bogen Papier herein.

„Sieh," sagte er feierlich, „das haben mir in der vergangenen Nacht die Geister geschrieben."

Tante Doris betrachtete kopfschüttelnd und ehrfurchtsvoll die seltsamen Hieroglyphen.

„Ich kann das nicht lesen," sagte sie.

„Das ist eine sonderbare Antwort," sagte Onkel Hans bedächtig. „Die Geister schreiben, Du sollst das Kostbarste, was Du im Hause hast, hoch oben auf einen Berg tragen und dort verwahren. Dann sollst Du jeden Morgen bald nach Sonnenaufgang hinaufgehen — wohl gemerkt, gehen — und vor dem Schatz Dich dreimal verbeugen. Das sollst Du acht Wochen jeden Morgen thun. Während dieser Zeit mußt Du in Deinem Haus allein wohnen und nur dreimal am Tage essen. So wollen es die Geister. Sie setzen noch hinzu, daß Du, falls Du ihren Rat nicht befolgst, innerhalb eines Jahres sterben mußt."

Tante Doris saß lange in Gedanken versunken da.

„Das Kostbarste in meinem Hause ist meine Geldkassette, in der die Wertpapiere liegen," sagte sie endlich, „aber wie kann ich die auf den Berg schaffen? Sie könnte ja gestohlen werden."

„Dagegen wäre Rat," meinte Hans, „Du kannst sie ja in Deinem Haus oben auf dem Berg verwahren. Da Du doch während acht Wochen allein im Hause bleiben sollst, läßt Du Martha so lange oben hausen. Ich wohne so lange im Gasthaus. Vergiß nur nicht, daß die Geister nicht mit sich handeln lassen. Du mußt alles genau so ausführen, wie sie es vorgeschrieben."

Tante Doris nickte und seufzte. Es war zwar keine Kleinigkeit, das so durchzuführen, aber der Gedanke, zu sterben, war noch weitaus fürchterlicher. Deshalb faßte sie den heroischen Entschluß, es wenigstens zu versuchen, der Geister Willen zu erfüllen.

Wie gedacht, so gethan.

Was die Vorstellungen aller medizinischen Autoritäten nicht vermocht, das vollbrachten die „Geister".

Martha wurde mitsamt der kostbaren Kassette in die Villa auf dem Berge befördert, und mit Heldenmut überwand Frau Doris den süßen Schlaf, jeden Morgen um fünf Uhr stand sie auf. So lange Onkel Hans da war, begleitete er sie morgens hinauf. Sauer genug wurde ihr freilich der Aufstieg und mehr als einmal dachte sie daran, die „Kur" aufzugeben. Aber das Mene Tekel des nahen Todes siegte über solche Anwandlungen. Onkel Hans ließ es freilich auch nicht an Aufmunterungen und Ermahnungen fehlen.

Und — o Wunder! Je länger sie die Kur gebrauchte, desto leichter wurde es ihr, die Vorschriften der „Geister" zu erfüllen. Ja, sie spürte von Tag zu Tag eine zunehmende Besserung. Vordem hatte sie stets an Schlaflosigkeit gelitten, jetzt schlief sie die ganze Nacht wie ein Dachs. Auch ihre Laune war besser als je zuvor; sie nahm wieder Interesse an den Vorgängen in ihrer Umgebung. Kein Zweifel, die Geister hatten das Richtige getroffen.

Als die acht Wochen verstrichen, war Tante Doris gesund. Aber die frühmorgendlichen Spaziergänge durch den Wald und die taufrischen Wiesen gefielen ihr so gut, daß sie sie einstweilen beibehielt. Auch hatte sie allmählich wieder Geschmack an häuslichen Beschäftigungen gefunden . . . sie entbehrte Marthas Abwesenheit kaum. —

An einem schönen Morgen war Onkel Hans plötzlich wieder da. Er traf Frau Doris in der Küche, wo sie beim Zubereiten des Mittagessens beschäftigt war. Als sie ihren Vetter in der Thür stehen sah, flog sie auf ihn zu und umarmte ihn.

„Nu — das läßt sich ja gut an," schmunzelte Hans Walpold, „wie geht's?"

„Ich bin gesund wie ein Fisch im Wasser," rief Tante Doris, „und das danke ich Dir, Hans, mein Leben lang bleibe ich Deine Schuldnerin!"

„Oho!" sagte Onkel Hans, „so haben wir nicht gewettet. Ich komme jetzt, um mir mein ärztliches Honorar zu erbitten — die Villa am Berge — und das junge Pärchen wartet auch auf Deinen Segen." Tante Doris verzog ein bischen den Mund.

„Nu ja, die beiden mögen sich meinetwegen heiraten," brummte sie, „aber das schöne Haus — weißt Du, Hans — — das scheint mir denn doch — —"

„Nichts da. Nicht gefeilscht!" schrie Onkel, „Deine Gesundheit ist mehr als ein lumpiges Haus wert, dächte ich. Ein Mann, ein Wort. Das Häuschen mitsamt Inventar mache ich den jungen Leuten zum Hochzeitsgeschenk, und wir beide tanzen nochmal auf der Hochzeit — so die langsame, alte Runde, weißt Du: — als der Großvater die Großmutter nahm — —"

Tante Doris machte ein etwas sauer-süßes Gesicht, aber schließlich blieb ihr nichts übrig, als ihr Versprechen zu halten. Sie tröstete sich damit, daß es doch in der Familie bleibe.

* * *

Auf der Hochzeit haben die beiden Alten wirklich tüchtig getanzt. Tante Doris aber spaziert nach wie vor täglich auf den Berg, um das Treiben des jungen Paares und den jungen Haushalt zu inspizieren. Sie befindet sich vortrefflich dabei. Dennoch schreibt sie ihre Genesung einzig und allein dem Wirken jener von Onkel Hans beschworenen Geister zu.

Daß ihre Radikalkur sich mit den Vorschriften der ehemals von ihr konsultierten Aerzte deckte, ist ihr nie eingefallen.

Den Verlust ihres Häuschens am Berge hat sie längst verschmerzt. Sie gefällt sich jetzt in der Rolle einer großmütigen Wohlthäterin und mütterlicher Beschützerin des Pärchens, das überglücklich in seinem reizenden Besitztum haust.

Eine edle That Offenbachs.

Von J. Piorkowska.

Es war im Jahre 1855, wenige Monate nachdem Jaques Offenbach, der durch seine Operetten berühmte französische Komponist, in den Champs Elysées ein eigenes Theater gegründet hatte. Er hatte seine neue Operette „Die beiden Blinden" beendet. Am folgenden Tage sollte die Probe zu einer baldigen Aufführung stattfinden. Den Kopf in die Hand gestützt überlegte er, wem er eine Rolle übergeben sollte, die der Betreffende krankheitshalber soeben zurückweisen mußte, als leise an seiner Thür geklopft wurde. Auf sein Herein erschien ein junger Mann auf der Schwelle. In der ärmlichen abgetragenen Kleidung machte er einen geradezu bemitleidenswerten Eindruck. Er nannte seinen Namen. Auf Offenbachs Frage nach seinem Begehr drehte er verlegen den Hut zwischen den Fingern. Er sei Schauspieler, entgegnete er, habe in letzter Zeit viel Unglück gehabt und bitte dringend um irgend eine Anstellung. Er bat so inständig, sah sein Gegenüber mit so flehenden Blicken an, daß Offenbach nicht vermochte, den Bittsteller abschlägig zu bescheiden.

„Hm," meinte er, „eigentlich bin ich genügend mit Personal versehen —"

„Weisen Sie mich nicht zurück," fiel der junge Mann ihm mit vor Angst zitternder Stimme ins Wort, „ich habe Frau und Kind daheim — habe mehrere Monate nichts verdient, meine geringen Ersparnisse sind aufgezehrt — wir leiden Hunger. Haben Sie Erbarmen mit einem Unglücklichen, der ohne eigenes Verschulden in große Not geraten ist."

Wie hätte Offenbach so dringender Bitte zu widerstehen vermocht. Der junge Mann gefiel ihm auch.

„Wie gesagt," versetzte er, „mein Personal ist momentan vollzählig; wenn ich Sie trotzdem engagiere, könnte ich Ihnen für den Augenblick nur sehr untergeordnete Rollen zuteilen und Ihnen auch nur eine diesen entsprechend niedrige Gage zahlen."

Wie froh leuchtete es bei diesen Worten in den Augen des armen Schauspielers auf.

„Mehr als fünfzig Franks monatlich kann ich Ihnen vorläufig nicht geben," fuhr Offenbach dann fort.

„Ich nehme es an!" rief der Bittende hocherfreut.

Mit wieviel froherem Herzen als er gekommen war, schied der junge Schauspieler eine halbe Stunde später.

Verabredetermaßen stellte der Neuangagierte sich tags darauf zur ersten Probe der neuen Operette ein. Er sollte die Rolle eines vornehmen Herrn übernehmen, der nur einmal auf die Bühne

kommt und mit wenigen Worten einem blinden Bettler ein Frankstück zuwirft. —

Die Probe ist zu Ende, Offenbach greift nach Hut und Stock, um das Theater zu verlassen, als der neuengagierte Schauspieler sich ihm zögernd nähert.

„Herr Direktor,“ begann er, den Blick verlegen zu Boden senkend, „ich — ich kann die Rolle nicht geben.“

Offenbach zieht die Stirn in leichte Falten und schaut ärgerlich drein.

„Das also ist der Dank für meine Güte,“ denkt er.

Laut aber fragt er strengen Tones: „Weshalb nicht? Ist Ihnen die Rolle zu unbedeutend?“

„O nein, aber — aber — es ist wegen des Geldes — wegen des Frankstückes.“

„Was hat das mit der Rolle zu thun?“

Glühende Röte steigt jenem in die bleichen Wangen.

„Ich besitze keinen Sous,“ haucht er.

Ein mitleidiger Blick trifft den Armen.

„Sie sind völlig mittellos?“ spricht Offenbach weich, „was wollen Sie da mit fünfzig Franks im Monat anfangen? Davon können Sie in Paris mit Frau und Kind unmöglich leben. Ich habe Vertrauen zu Ihnen, junger Mann, ich glaube und hoffe, daß Sie meine Güte nicht mißbrauchen, das Geld nicht vergeuden werden, wenn ich bereit bin, Ihnen um Ihrer Frau, um Ihres Kindes willen die Gage zu verdoppeln und Ihnen statt der versprochenen fünfzig Franks hundert zu geben.“ —

Offenbach hielt Wort. Er hat nie Veranlassung gehabt, seinen Edelmut zu bereuen. Der arme Künstler, durch seines Gönners hochherziges Mitleid aus tiefbedrängter Lage gerissen, konnte sein Talent mehr und mehr entfalten. Es währte nicht lange, so zählte er zu den ersten und bedeutendsten Schauspielern von ganz Paris. Doch auch nachdem er zu Ruhm und Ehren gelangt war, vergaß er seines edlen Wohlthäters nicht. Stets eingedenk dessen hochherziger Handlungsweise, die ihn und seine Familie aus tiefster Not und Sorge gerissen, hatte auch er stets eine offene Hand und ein mildes Herz für seine armen Kollegen, die weniger talentvoll und weniger vom Glück begünstigt waren als er in späteren Jahren.

Regeln für den Obstbau.

Beschaffenheit des Bodens und Auswahl der Bäume. Pflanze den Baum in guten fruchtbaren Boden; nassen Grund drainiere, steinigen und festen rigole, je tiefer, desto besser. Wähle nur Sorten, welche für deine Gegend erfahrungsgemäß passen, und pflanze nicht zu vielerlei derselben. Kaufe junge, kräftige Bäume aus guten, freigelegenen Baumschulen und sehe auf gut entwickelte, weitverzweigte Wurzeln, einen gesunden, kräftigen Stamm und eine gutgezogene Krone. Pflanze keine Bäume aus dem Walde.

Baumsatz. Pflanze deine Bäume womöglich im Spätherbst und mache die Gruben 1—1,5 Meter weit und 50—75 Centimeter tief. Je fester der Boden, desto weiter und tiefer muß derselbe gelockert werden. Bäume, welche du nicht gleich setzen kannst, grabe, ehe sie an den Wurzeln trocken werden, gut in die Erde ein. In nassem, kaltem Boden pflanze deine Obstbäume im Frühjahr; doch mache die Gruben schon im Herbst zuvor, damit die Erde durchfriert und locker wird. In nassem Grunde pflanze die Bäume auf Hügel. Nach Fertigstellung der Gruben wirf dieselben halb zu, damit sich die Erde vor der Pflanzung gehörig setzen kann. Die Wurzeln des Baumes beschneide mit einem scharfen Messer so, daß nur die durch das Ausgraben beschädigten Teile entfernt werden und die Schnittflächen nach unten sehen. Den Birnbäumen kürze die Pfahlwurzeln stark ein. Setze den Baum ja nicht tiefer, als er in der Baumschule gestanden und bedenke, daß er sich mit der ihn umgebenden Erde noch setzt. Breite die Wurzeln möglichst wagrecht aus und sorge dafür, daß dieselben mit guter Erde umgeben werden, welche mit den Fingern sorgsam zwischen dieselben hineingebracht wird. Schlemme den Baum nach der Pflanzung mit Wasser tüchtig ein und befestige ihn lose an einen schon vor der Pflanzung beigesteckten kräftigen Pfahl, der bis zur Krone, aber nicht in dieselbe hinein reicht. Wenn möglich, bedecke die Baumscheibe mit Strohdünger, damit der Boden gleichmäßig feucht bleibe und nicht krustig werde.

Entfernung der Obstbäume von einander. Pflanze die Obstbäume nicht zu eng. Aepfel-, Birn- und Kirschbäume je nach Sorten 7—10 Meter, Zwetschgen-, Pflaumen-, Pfirsich- und Aprikosenbäume 5—6 Meter. Doch lassen sich letztere Gattungen mit Nutzen zwischen die Kernobstbäume pflanzen, weil sie abgängig werden, bis diese den ganzen Raum brauchen.

Ersatz abgängiger Bäume. Pflanze keinen jungen Baum an die Stelle, wo ein alter entfernt wurde, weil hier die Erde total ausgemergelt ist. Geht es aber durchaus nicht anders, so hebe eine Grube von wenigstens 2 Meter Breite und 30 Centimeter Tiefe aus und bringe in dieselbe guten, fruchtbaren Boden von einem Grundstück, auf welchem noch kein Baum gestanden.

Beschneiden der jungen Bäume. Die Kronenzweige der Steinobstbäume beschneide beim Verpflanzen, die der Kernobstbäume aber erst in dem der Pflanzung folgenden Jahre. Schneide so, daß die Krone schön pyramidal wird und stets einen gut entwickelten Mitteltrieb hat. Lasse nicht mehr Zweige stehen, als dein Baum später Aeste brauchen kann. Beschneide nur so viele Jahre die Baumkrone, als nötig ist, dieselbe gut zu bilden. Ist dies geschehen und ist der Stamm so erstarkt, daß er die Krone tragen kann, so sorge nur dafür, daß die Aeste sich nicht kreuzen, und daß die Krone nicht zum Dickicht wird.

Pflege der Obstbäume. Bäume im Ackerland schütze vor Beschädigung mit Pflug und Egge durch drei mit Latten untereinander verbundene Pfähle. Vor Hasen und Schafen schütze sie durch Einbinden mit Drahtgeflecht, Dornen, Reisig oder Schilf. Die Baumscheiben behacke mehrmals des Jahres, je breiter dieselben gehalten werden, desto besser ist es. Lose Rinde, Moos, Flechten und sonstige Schmarozerpflanzen dulde niemals an Stamm und Aesten. Dürre Aeste schneide dicht am Astring ab und verstreiche sie mit Baumsalbe (Lehm und Kuhfladen gemischt). Bestreiche alle Jahre im Herbst den Stamm und die dickeren Aeste mit Kalkmilch. Du schützest sie dadurch vor Frostschaden, tötest die Insektenlarven und die Keime der Schmarotzerpflanzen. Entferne die Raupennester, schüttle im Frühjahr Maikäfer und Rüsselkäfer ab und töte sie. Sammle sorgfältig das wurmige Obst und beseitige es. Hege und pflege die insektenfressenden Vögel.

Düngung der Obstbäume. Dünge deine Obstbäume, so oft sie in ihrem Holztrieb nachlassen. Mache zu diesem Zwecke unter den Enden der Zweige rings um den Baum Löcher und Gräben, gieße Gülle oder Kloake hinein. Auch Holzasche, Mist, Compost, das Abwasser von der Familienwäsche und der Küche leisten gute Dienste. Obstbäume auf Grasboden bedürfen besonders reichlicher Düngung, weil die Grasnarbe einen großen Teil der Nahrung für sich zurückbehält. Pfirsich- und Aprikosenbäume sollten nur während der Wachstumsperiode gedüngt werden; die übrigen Steinobstbäume, sowie die Kernobstbäume sind das ganze Jahr dankbar dafür, jedoch magst du dir merken, kurz vor dem Abschluß der Vegetation im Spätjahr zu düngen, ist nicht ratsam, weil leicht neuer Trieb entsteht und das Verholzen der jungen Triebe verlangsamt wird.

Umpfropfen untauglicher Obstsorten. Hast du einen Baum mit untauglicher Sorte, so werfe ihn in der Zeit vom Oktober bis Februar ab und veredle ihn mit einer tauglichen; lasse die nötigen Zugäste stehen und beachte, daß es gut ist, solche Sorten aufzupfropfen, welche mit der Unterlage gleichartigen Wuchs haben.

Verjüngen der Obstbäume. Hast du einen altersschwachen Baum, der trotz reichlicher Düngung zwar blüht, aber keine Früchte mehr ansetzt, so verjünge ihn, das heißt, schneide im Winter die Kronenäste auf die Hälfte ihrer Länge zurück und ziehe aus den entstehenden jungen Zweigen eine neue Krone.

Obsternte. Behandle deine Bäume beim Abnehmen des Obstes schonend und bedenke, daß jeder Fruchtzweig, den du abreißest, keine Frucht mehr tragen kann.

(Der prakt. Obstbaumzüchter.)

Nachtlied.

Auf Berg und Thal liegt stumm die Nacht,
Und lautlos schweigt die Runde,
Tief unten im Dorf nur sacht, ganz sacht,
Bellen verschlafen die Hunde.

Es ziehen die Wolken, es rauscht der Wald,
Und murmelnd leise, leise,
Singt tief der Bach im Felsenspalt
Die traumhaft alte Weise.

In Lüften hallt es wie Sphärengesang,
Es leuchtet im Waldesgrunde,
Die Kirchturmuhr mit dröhnendem Klang
Kündet die Geisterstunde.

Ein Hauchen und Flüstern allüberall,
Mich treibt es, zu lauschen, zu lauschen,
Mir ist's, als hört' ich vernehmbar im All
Die Ströme des Lebens rauschen.

Albert Möser.

UNSERE BILDER.

Eulenschwalm. Aus der Ordnung der Schwirrvögel sieht man in den zoologischen Gärten nur selten einmal einen Vertreter. Die Nachtracken, Nachtschwalben, Segler und Kolibris, welche diese Vogelgruppe bilden, sind vorzügliche Flieger; sie vermögen aber weder zu klettern, noch zu hüpfen, und sie bewegen sich auf dem Boden oder auf Zweigen nur sehr unbeholfen, weil ihre sehr kurzen und schwachen Zehen ihnen nur wenig Halt gewähren. Sie ergreifen ihre Nahrung, welche aus Insekten besteht, im Fluge. Die Schwalme gehören zur Familie der Nachtracken, welche sich von unseren Ziegenmelkern dadurch unterscheiden, daß sie einen festen und kräftigen Schnabel besitzen. In der Gestalt und Färbung sind sie dem Ziegenmelker ähnlich; sehr merkwürdig aber ist ihr kolossaler, weiter Rachen, der ihnen im Verein mit dem flachen Kopfe und der von starren Borsten verdeckten Nasengegend ein ganz merkwürdiges Ansehen verleiht. Ihr Gefieder ist weich, die Schwanzfedern sind am Ende zugespitzt. Die Eulenschwalme werden ungefähr so groß wie die Schleiereule. Sie leben in Australien und Papuasien, bauen in Astgabeln aus Zweigen flache Nester, in welche zwei weiße Eier gelegt werden. Die Dunenjungen sind weiß. Man kennt vier Arten, je eine auf Neu-Guinea, im Bismarck-Archipel, in Nord- und West-Australien und in Südost-Australien. Sie sitzen gern, wie unser Ziegenmelker, auf einem Ast der Länge nach, wobei sie ihre Wendezehen zum Festhalten benutzen. Im südlichen Asien werden sie durch die Froschmäuler, Batrachostomus, vertreten, welche abgerundete Schwanzfedern haben. Die Froschmäuler bauen ihre Nester aus Moos und Dunenfedern. P. M.

Bergen in Norwegen. Die alte Hansastadt Bergen ist nach Christiania die wichtigste und volkreichste Handelsstadt Norwegens; sie liegt an der Nordsee auf einem Vorgebirge, ganz von Wasser und nur im Nordosten von mehr



Aha! Gräfin (Patientin): „Daß Sie noch in der Nacht gekommen sind, rechne ich Ihnen hoch an, Herr Doktor!"
Arzt: „Ich Ihnen auch, Frau Gräfin!"

als 650 Meter hohen Bergen umgeben, und wird durch hohe Mauern, die Forts Bergenhus, Sverensholm, Frederiksborg und die Batterie Christiansholm verteidigt. Die Stadt erhebt sich amphitheatralisch um den bequemen, sichern und tiefen, aber klippenreichen Hafen (Bergens-Vag), der von sieben hohen, nackten Bergen umgeben ist. Bergen hat circa 40,000 Einwohner mit den Vororten und einen lebhaften Fischhandel (besonders Heringe und Stockfische), und besitzt 400 eigene Schiffe; auch die Industrie ist bedeutend, und erwähnen wir hier namentlich die Thransiederei und den Schiffbau, auch die Fabrikation von Handschuhen, Leder, Seife, Angeln u. s. w. ist vertreten. Die Stadt wurde im Jahre 1070 von König Olaf Kyrre gegründet, ist jedoch an bedeutenden alten Gebäuden nicht reich, da sie zu oft vom Feuer heimgesucht wurde, welches in den mächtigen Holzgebäuden stets eine nur zu reichliche Nahrung fand. So stammt denn die heutige Stadt im wesentlichen aus der Zeit nach der großen Feuersbrunst vom Jahre 1701. Nur die Domkirche (im Bilde ganz vorn unten) ist älter und die Kreuzkirche, sowie die deutsche Kirche. Dafür entsteht seit einigen Jahrzehnten ein ganz neues, prächtiges Bergen mit großen öffentlichen und Privatgebäuden, teils mitten in der Stadt, teils auf der Gneishöhe im Süden, darauf besonders die neue Johanniskirche (auf dem Bilde nicht mehr sichtbar) thront. Schöne Parkanlagen mitten in der Stadt laden zum Verweilen ein. Obwohl nördlich so hoch gelegen wie Petersburg, erfreut sich die Stadt doch eines wunderbar milden Winters. Welche Baum- und Blumenpracht, wenn wir östlich zu den herrlichen Kirchhöfen wandern und dem Lungegaarsvand, das mehr an einen oberitalienischen See erinnert als an das starre Nordland. Infolge ihrer Lage am Ocean, dessen warme Strömungen von Süden heraufdringen, besitzt die Stadt eine Art Warmwasserheizung. Selten fällt das Thermometer unter den Gefrierpunkt, niemals tiefer als bis auf zwölf Grade. Daher bleiben die Paulownien hier vom Frost verschont, während sie in Frankfurt a. M. erfrieren. Die mittlere Temperatur des Januar gleicht der von — Mailand. Freilich ist der Sommer um so kühler, und es kommt vor, daß die Gerste grün geerntet werden muß.

Eine Landpartie. Wie hatte das Jüngste gebettelt, einmal mit hinaus genommen zu werden ins Freie, denn wenn auch die Mutter nur auszog, Reisig zu sammeln und Futter für die Ziege, für so ein kleines Menschenkind, das noch nicht fest auf den Beinen steht, war es schon eine richtige Landpartie. Und herrlich war das Tummeln auf dem moosigen Waldboden, dem schwellenden Rasen, wo hundertfältig die Blumen blühen und die bunten Käfer schwirren. Schade nur, daß es so schnell wieder heimwärts ging, aber zum Troste ward die Kleine neben dem Schwesterchen hoch auf die Karre gesetzt und sie fuhren wie in einer Kutsche. Aber nun kam das Unglück, die fürchterliche Gefahr: der Bach, über den nur ein schmaler Steg führt. Aengstlich schreit die Kleine auf ihrem schwankenden Sitze auf, aber Mutter und Schwester spotten ihrer nur, und der Schrecken wird auch glücklich überwunden. Im Gedenken der Kleinen werden nur die angenehmen Erinnerungen haften bleiben, und gern wird sie wieder dabei sein, wenn es hinaus geht zur Landpartie.

Allerlei.

Bauernauffassung. Herr: „Wie stark ist Ihre Familie, Herr Pächter?" — Bauer: „Wann ma z'sammahalta, hau'n ma's ganze Dorf z'samm!"

Unbewußte Selbstkritik. Landrichter: „Gerichtsvollzieher Schmidt, haben Sie bei dem Bauer Rolling den Ochsen gepfändet?" — Beamter: „Jawohl, Herr Landrichter, der Auspfändungsbefehl ist durch einen Ochsen vollzogen worden."

Dann freilich! Der Kanzler Kaiser Josephs II., Fürst Kaunitz, führte einst den preußischen Gesandten in das Zeughaus zu Wien. Ueber die Reichhaltigkeit der Waffen, Munition u. s. w. war der Gesandte sehr überrascht, doch sagte er dann, ironisch lächelnd: „Sehr wohl, an Waffen fehlt es zum Kriegführen nicht, aber —" Kaunitz ließ ihn nicht ausreden, nahm ihn am Arm und führte ihn in die Schatzkammer. Dort wies er auf die großen Vorräte an Gold und Silber und sagte: „Das „Aber" liegt hier, mein Lieber!" St.

Wink. „Herr Gustav, können Sie ein Geheimnis bewahren?" — „Warum nicht, Fräulein Anna?" — „Ach, ich möchte gar zu gerne — heiraten!" — „So, so?!" — „Ja, und ich möchte eben, daß — niemand als gerade Sie das wissen sollte!"

Einige Aussprüche Göthes. Als einst bei einer Tischgesellschaft bei Göthe eine Klatschgeschichte erzählt wurde, rief Göthe unwillig aus: „Euren Schmutz kehrt bei euch zusammen, aber bringt ihn nicht mir ins Haus!" — Zwei Tischlern, die vor Schreck über einen ungewöhnlich heftigen Donnerschlag eine Bank fallen ließen, drohte der Dichter ernsthaft mit dem Finger, indem er bemerkte: „Ei, ei, wer wird sich fürchten, wenn Gott der Herr spricht!" — Als der Maler Müller ihm das Bild der schönen Gräfin Vaudreuil schickte, sagte Göthe, nachdem er es aufmerksam betrachtet: „Wie gut ist es doch, wenn der Künstler nicht verdirbt, was Gott so schön gemacht hat!" E. K.

Zeitgemäße Möbel. Bankier (zu dem in seinem Comptoir arbeitenden Schreinermeister): „Also, Herr Meister, machen Sie die Möbel hier in meinen Geschäftslokalitäten nur äußerst einfach, jedoch aber massiv und dauerhaft!" — Meister (vertraulich): „Herr Kommerzienrat, Sie dürfen versichert sein, ich werde sie so gut machen, daß sie mehr als einen Krach aushalten."

Gemeinnütziges

Durchfall bei Enten stellt sich meist in jetziger Jahreszeit bei anhaltender nasser Witterung ein. Die kranken Tiere hält man in einem warmen, reinlichen, trockenen Stalle, giebt ihnen Kleie mit Spreu und streut jeden anderen Tag etwas Tabakasche auf dieses Futter. Auch braungeröstetes Brot, gestampft und mit Wasser angerührt, stillt den Durchfall. Ins Trinkwasser legt man kleingehackte Zweige von Fichten und Wachholder.

Topfpflanzen dürfen nun nicht mehr mit Dungwasser begossen werden, mit Ausnahme der noch in vollstem Wachstum sich befindenden Primel, Cinerarien, Winteraster und Cyclamen; diese Pflanzen können auch noch, wenn sie es nötig haben, fortdauernd verpflanzt werden. Alles Gießen werde nur morgens vorgenommen, die Nächte sind jetzt kühl, und vermehrte Ausdünstung bedeutet Wärmeentziehung.

Holz feuerfest zu machen. $7\frac{1}{4}$ Gewichtsteile schwefelsaures Zink und 11 Gewichtsteile Manganit werden in lauwarmem Wasser aufgelöst, dem Wasser dann langsam 11 Gewichtsteile 60gradiger Schwefelsäure hinzugefügt und in diese Mischung das Holz eingelegt, so daß die Flüssigkeit über die Oberfläche des Holzes reicht. Nach drei Stunden wird das Holz an der Luft getrocknet.

Bei Verbrennungen kann man den Schmerz sofort dadurch lindern, daß man die wunden Stellen augenblicklich mit Glycerin beträufelt und dieses sanft verreibt. Die in fast allen Fällen von Verbrennungen auftretende Entzündung wird durch die Glycerin-Anwendung fast vollständig verhütet. Die Abstoßung der Oberhautschicht geht langsam vor sich, und die zurückbleibende Narbe soll eine weniger bemerkbare Gestalt annehmen.

Silbenrätsel.

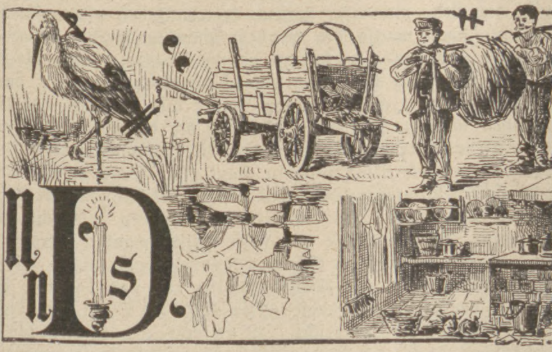
ad, bal, brei, cha, cis, co, dal, de, de, de, di, du, e, e, e, ei, ein, en, en, en, fer, ge, gen, hu, ips, ka, ka, lai, le, le, ler, let, li, li, lin, ma, ma, mä, mach, mond, mus, nar, ne, neu, neu, ni, ni, o, on, ras, re, ri, sach, sar, se, se, sei, sen, te, ti, tru, um, van, vi, wich.

Aus den vorstehenden 65 Silben sind 22 Wörter zu bilden, welche bezeichnen: 1) Ein Streichinstrument. 2) Eine Stadt in England. 3) Eine Säugetierordnung. 4) Einen Baum. 5) Eine altitalienische Landschaft. 6) Eine Mittelmeerinsel. 7) Einen ausländischen Vogel. 8) Einen Raubvogel. 9) Eine Mondphase. 10) Eine Blume. 11) Ein österreichisch-ungarisches Kronland. 12) Eine frohe Botschaft. 13) Eine wohlriechende Blume. 14) Ein inneres Organ. 15) Einen berühmten Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts. 16) Eine Festung im Elsaß. 17) Einen Kleiderstoff. 18) Eine Eidechsengattung. 19) Ein Metall. 20) Einen deutschen Schriftsteller. 21) Eine Gestalt aus der griechischen Heldensage. 22) Eine theatralische Darstellung der höheren Tanzkunst.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben eine Sentenz von Börne.

Heinrich Vogt.

Bilderrätsel.



Homonym.

Bin schon in meinen früh'sten Jahren
Weiß wie ein silberhaar'ger Greis —
Und trag' doch von des Kampfes Feier
Gar oft nach Haus des Sieges Preis!

Und willst du mich auch anders deuten,
Behalt' ich doch die Farbe: weiß,
Und breite wie ein zarter Schleier,
Mich langsam, aber sicher aus.

Auflösung folgt in nächster Nummer. G. Rotenfels.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.